



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Göll, Herm.: Räuberleben und Gaunerthum bei Griechen und Römern.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

enthalten wollen, weil er so treffend den akademischen Standpunkt bezeichnet. Nachdem der Vorwurf des Dünkels, welcher der Anstalt gemacht worden war, mit würdiger Fassung abgewiesen ist, werden schließlich — von dem Schriftführer der Akademie, durch dessen Mund doch wohl diese selber spricht — ihre Mitglieder als Männer bezeichnet, „welche durch ihre künstlerischen Leistungen (als ob diese hierher gehörten) wenigstens zu den namhaftesten im In- und Ausland geehrtesten der Gegenwart gehören:“ zum Argument, so scheint es, daß menschliches Irren an diese Region nicht heranreiche, für den Leser aber zum tröstlichen Beweis, daß es auch im neunzehnten Jahrhundert noch Akademieprofessoren giebt, denen es „bei ihrer Gottähnlichkeit nicht bange“ wird.

Doch genug von der Akademie und davon, was sie für die Kunstbildung leisten sollte und in Wirklichkeit nicht leistet. Was sonst in München für dieselbe, namentlich durch die Erhaltung und Pflege der alten Kunstwerke geschieht, davon im nächsten Capitel.

μ. ρ.

Räuberleben und Gaunerthum bei Griechen und Römern.

Bei den Epigonen der beiden classischen Völker des Alterthums ist bekanntlich die Sicherheit des Eigenthums, ja des Lebens seit undenklicher Zeit nie ganz ungefährdet gewesen. Der Hang zu wildem, abenteuerndem Treiben ist besonders den Gebirgsbewohnern angeboren und die Neigung zu gewaltsamer Selbsthilfe hat nach und nach dem Morde sein Ungewöhnliches genommen, selbst den Abscheu vor dem Mörder gemildert. Nur einzelnen energischen Regenten ist es gelungen, durch Handhabung unerbittlicher Strenge größere Achtung gegen das Gesetz zu erzielen. Das Uebel kehrte aber immer wieder und besonders in Zeiten politischer Verwirrung wuchs die Unsicherheit in schreckenerregender Weise. Gerade jetzt wagt es wieder einmal der Reisende nicht, ohne Bedeckung die Hauptstadt des griechischen Königreiches nur einige Stunden weit zu verlassen und in Italien beschäftigt der Kampf mit den nur zu gern nach dem politischen Deckmantel haschenden Briganten die volle Aufmerksamkeit und Kraft der herrschenden Gewalt. Diese Erscheinungen greifen bis in das classische Alterthum zurück. Allein eine kurze Vergleichung zeigt doch, daß dergleichen Unordnungen dort der eigentlichen guten Zeit fremd waren, daß sie am häufig-

sten vorkamen in der der Civilisation vorangehenden roheren und wüsteren Periode, sowie in der Zeit des Verfalls, der Entartung und Verarmung, daß endlich die Wegelagerer und Diebe selbst ihre Banden weniger aus geborenen Römern und Hellenen, als aus den eingeschleppten Sklaven barbarischer Zunge rekrutirten.

In der griechischen Sagen Geschichte findet man mancherlei Belege für ein der gesittigteren Heroenzeit vorangehendes Intervall kriegerischer Rohheit und rücksichtslosen Faustrechts. Der Weg von Athen nach dem Peloponnes soll damals so unsicher gewesen sein, daß die Reisenden die Seefahrt vorzogen. Schon an der Grenze zwischen Attika und Megaris hauste der berühmte Räuber Skiron, der die Fremden nicht bloß ausplünderte, sondern sie auch zwang, ihm auf einem seinen Namen tragenden Felsen die Füße zu waschen, worauf er sie ins Meer stieß. Den korinthischen Isthmus machte ein anderer Bandit, Sinis, „der Fichtenbeuger“, unsicher, so genannt, weil er die Vorübergehenden nach der Verraubung an zwei umgebogene Fichten band, die er dann schnell losließ, so daß die Unglücklichen zerrissen wurden. Auch die sprichwörtlich gewordenen Bettstellen des eleusinischen Straßenräubers Prokrustes deuten auf die raffinierte Grausamkeit der Unholde dieses Schlags hin. Sie sind aber nur die Koryphäen des Handwerks; denn daß überhaupt große Unsicherheit herrschte, sieht man schon daraus, daß sich die Familie des Königs Lajos von Theben, der von seiner Reise nach Delphi nicht wiederkehrte, schnell damit beruhigte, daß er von Räubern erschlagen worden sei. Die Sage schreibt dem Theseus und Herakles großen Antheil an Vertilgung dieses Gesindels zu. Gleiches Verdienst soll sich der Kreterkönig Minos durch Unterdrückung der Piraterie erworben haben. Doch hatte diese Besserung keinen langen Bestand; denn noch in dem von Homer geschilderten Zeitalter wird der Seeräuberei als eines ganz gewöhnlichen Gewerbes Erwähnung gethan. Nicht bloß phönizische und taphische Schiffe trieben neben Handelsgeschäften Freibeuterei, besonders Menschenraub, auch den hellenischen Helden verunehrte es nicht, Raubzüge ohne weitere Veranlassung zu unternehmen. War es doch sogar keine Beleidigung, wenn man fremde Gäste fragte, ob sie vielleicht Seeräuber wären, die da das Meer durchstreiften „das Leben aufs Spiel setzend, Unheil den Fremden bringend“. Von dem bewegten Flüstierleben dieser Zeit entwirft Homer ein treffliches Bild, indem er den Ithakerkönig selbst in der Hütte des treuen Gumäos seine Erlebnisse unter der Maske eines kretischen Seeräubers erzählen läßt, der nie in seinem Leben für Anderes Sinn hatte, als für Raubschiffe, glatte Wurfspere und Pfeile. Auch lernen wir aus dieser Erzählung, daß der Corsarenführer sich nicht nur unter der Beute das beste Stück herauszulesen, sondern auch bei dem Verloosen des Uebrigen einen Loosantheil zu beanspruchen pflegte. Da-

in findet sich unter den homerischen Helden keine heimliche Dieberei, wiewohl

das Stehlen wohl unter dem gemeinen Volke vorkam, da ja der Dichter die Staubwolken der trojanischen Ebene vergleicht dem sich über die Berggipfel verbreitenden Nebel, „dem Hirten nicht angenehm, dem Diebe aber lieber, als die Nacht“. Auch Hesiod rät dem Landmanne, sich einen scharfzähnligen Hund zu halten, damit ihm nicht ein „tag schlafender“ Mann seine Habe entfremde. Bei Stämmen, wo der Hauptreichthum in Heerden bestand, war natürlich der Viehraub an der Tagesordnung. Bei dem Gelage, das der thrakische Fürst Seuthes dem griechischen Heere unter Xenophon gab, führten unter Anderem Thassaler einen mimischen Waffentanz auf, der folgendermaßen beschrieben wird. „Der Eine legt die Waffen ab, säet und pflügt, sich furchtsam dabei nach allen Seiten umblickend. Da erscheint der Räuber und der Bauer rafft seine Waffen empor und vertheidigt nach der Musik fechtend sein Gespann. Endlich bindet der Räuber den Mann und führt das Ochsenpaar fort; bisweilen thut dies auch der Pflüger mit dem Räuber.“ Auf dieselbe Sitte weist endlich klar die in Arkadien entstandene Mythe vom Kinderdiebstahl des jungen Erzdiebes Hermes hin, der auch der Freund und Hort der Eigenthumsverwechsler geblieben ist. „Und doch, so oft du deinem Herrn ein Hausgeräth entwandtest, hielt ich stets geheim und half dir durch,“ sagt Hermes zu Karion im aristophanischen *Plutus*, und bekommt zur Antwort: „Mit dem Beding, Dieb, daß du selbst was abbekamst; ein wohlgebackner Kuchen lief dir immer zu!“ Ueberhaupt schwächte sich das eigentliche Räuberhandwerk in der historischen Zeit mehr und mehr zu Dieberei und Gaunerei ab. Eine Ausnahme machten die Aetoler, Akarnaner und ozolischen Lokrer, die nicht nur die Sitte des Waffentragens nicht aufgaben, sondern auch dem Raubleben fröhnten, weshalb sich selten andere Griechen in diese Gegenden verirrt. Während der Diebstahl von Lebensmitteln in Sparta, als Vorübung für den Krieg, den Knaben straflos hinging, so lange sie sich nicht ertappen ließen, hatte in Athen der Gesetzgeber Dracon auf die geringfügigste Entwendung die Todesstrafe gesetzt, was Solon dahin mäßigte, daß der Dieb das Doppelte des Werthes als Strafe erlegen mußte und zur Schärfung derselben fünf Tage lang gefesselt ausgestellt werden konnte. Wurde freilich der Delinquent auf feischer That ertappt und war der That geständig, so wurde er sofort der Executivbehörde übergeben und ohne langen Proceß hingerichtet. Besonders galt dies von Einbruch, Tempelraub und dem an öffentlichen Orten, z. B. in Bädern und Gymnasien verübten Diebstahl. Darum lautet auch eins der aristotelischen Probleme: „Warum wird derjenige, welcher aus dem Bade oder der Ringschule oder auf dem Markte oder an einem ähnlichen Ort gestohlen hat, mit dem Tode bestraft, während der Bestohler eines Privathauses mit dem zweifachen Erfasse des Gestohlenen davonkommt?“ und der Grund wird darin gefunden, daß der Diebstahl an öffentlichen Orten viel leichter auszuführen sei, als im verschlossenen Hause, also der

Gesetzgeber im Interesse der öffentlichen Sicherheit gehandelt habe; daß ferner der Hausbesitzer nach Gutdünken die Leute annehmen und abweisen könne, während in öffentlichen Localen kein Unterschied-Statufinde, daß die vor aller Augen Stehenden besserungsunfähige und ganz schamlose Subjecte seien und daß endlich an öffentlichen Orten der Bestohlene noch außerdem dem Gelächter und Spotte Anderer durch den Dieb ausgesetzt werde. Der letzte Grund bezieht sich auf den sehr häufig vorkommenden Kleiderdiebstahl in den Badehäusern, wo die Diebe sich zugleich mit vielen Andern badeten, dann sich etwas eher ankleideten und im Nu unter dem weiten Obergewande fremde Kleider mitgehen hießen. Es war deshalb eine allgemein beobachtete Klugheitsregel, beim Baden seine Kleider im Auge zu behalten. Theophrast sagt, schon Manche, die in den Bädern recht eifrig mit einander politisirt hätten, wären um ihre Kleider gekommen und auch im „Nudens“ des Plautus äußert Trachalio: „Du weißt doch: wer baden geht und im Badehause noch so sorgfältig auf seine Kleider Acht giebt, dem werden sie doch gestohlen. Er täuscht sich nämlich in den Leuten, die er im Auge behalten soll. Der Dieb sieht leicht, wen er zu beobachten hat; der Wächter weiß aber gar nicht, wer der Dieb ist.“ Da die Kleider der Alten, besonders die der Männern von gleichem, der Mode wenig unterworfenen Schnitte und Stoffe waren, da zumal das Obergewand aus einem ungenähten großen Zeugstücke bestand, das fast durchgängig ungefärbt war, so ließ sich das Eigenthumsrecht des Bestohlenen sehr schwer nachweisen. Weil aber ferner das obere Gewand bloß als Hülle umgeworfen, nicht angezogen wurde, war es leicht, einem Sorglosen mittelst eines starken Ruckes das Kleid vom Leibe zu reißen und die Aeußerungen von Furcht vor solchen Gaunern, die hinter den Säulenhallen und Denkmälern aller Art außerdem reichliche Gelegenheit hatten, sich des Nachts zu verbergen und auf Vorübergehende zu lauern, sind recht häufig. In den „Vögeln“ des Aristophanes erzählt Cuelpides:

„Ach! wegen des Haushahns kam ich einmal um das Kleid aus phrygischer Wolle. Man lud mich am Kindtauffeste zu Gast in die Stadt. Da trank ich ein Bißchen, Und schlief dann; ehe die Andern noch am Gelag sind, krächte der Haushahn. Da wähu' ich, es sei schon Morgen und will nach Alimus; drücke mich eben Vor die Mauer hinaus, und ein Gaudieb schlägt mit der Keule mich über den Rücken. Ich falle zur Erd' und versuche zu schrein, und hinweg huscht der mit dem Mantel.“

Die psychologische Erfahrung, daß der Dieb von Profession darauf erpicht zu sein pflegt, seine Beute in sinnlichen Genüssen zu verschleudern, veranlaßte den Komiker Alexis in seiner „Erbtöchter“ folgenden Rath zu geben: „Wer selbst in Bettelarmuth, reichlich Fische kauft und, sonst in Mangel, hierzu Geld hat, der macht des Nachts, die ihm begegnen, alle des Mantels bar. Darum, ist jemand ausgezogen worden, gleich am Morgen pay' er auf den Fischmarkt

und wen armselig und noch jung er sieht bei Mifion um Aale handeln, den pack' er und schlepp' ihn ins Gefängniß!" Auch vor den Einbrechern hatte man arge Furcht in Athen; denn die leichte Bauart der Häuser ermöglichte es, ohne große Schwierigkeit die Mauern und Wände zu durchbrechen und andrerseits waren auch die Räuber mehr auf diesen Weg angewiesen, da die nach der Straße gehenden Fenster zu hoch und gewöhnlich zu klein waren, um das Durchpassiren zu gestatten. Man nannte deshalb auch die Einbrecher „Wanddurchgraber“. In dieselbe Kategorie gehörten vor dem Gesetze die Verräuber der Todtengrüfte und die Seelenverkäufer, welche entweder Freigeborene auf irgendeine Weise der Sklaverei überlieferten, oder auch fremde Sklaven ihren Herren abspenstig machten. Die Landstraßen dagegen scheinen ziemlich ohne Gefahr zu bereisen gewesen zu sein. Doch fehlt es nicht an Erzählungen von Mordthaten, die habgierige Gastwirthe an Reisenden verübten. (Vergl. Cicero de invent. II., 4. de divinat. I., 27.) „Seit Skiron und Prokrustes todt sind,“ läßt Xenophon den Sokrates sagen, „thut niemand den Kindern etwas zu leid.“ Man pflegte ja auch niemals ohne Begleitung wenigstens eines Dieners zu reisen und von ganzen Räuberbanden hört man nichts. Als freilich später in Folge der politischen Zerrissenheit und der bürgerlichen Kriege die Parteien sich mit fanatischer Wuth verfolgten und eine Masse heimathloser Flüchtlinge im Lande umherirrten oder zu Tausenden als Söldner in fremde Kriegsdienste zu treten gezwungen wurden, überhaupt eine allgemeine Verarmung und Nahrungslosigkeit um sich zu greifen begann, da wucherte auch das Unkraut der Wegelagerei lustig empor, gleichen Schritt haltend mit der sittlichen Verwilderung des Volkes. So erwähnt Diogenes, der Laertier, in seiner biographischen Anekdotensammlung, daß im dritten Jahrhundert vor Christus der Philosoph Menedemos einem Freunde den Gefallen erwies, dessen Gemahlin von Delphi in Photis bis nach Chalkis auf Euböa zu geleiten, da dieselbe sich vor den Dieben und Räubern auf dem Wege fürchtete. In der römischen Zeit scheint sich das Banditenwesen in Griechenland noch sehr vervollkommenet zu haben. In dem von Lukian und noch weitläufiger von Appulejus aus Madaura im goldenen Esel benutzten Romane des Lucius von Paträ, der vielleicht dem ersten Jahrhundert nach Christus angehörte, liefert das Räuberleben mit seinen Abenteuern reichen Stoff zur Unterhaltung. Der in einen Esel verzauberte Held des Stückes wird in der thessalischen Stadt Hypata aus dem Hause seines Gastfreundes durch Räuber entführt, die während der Nacht sich einen Weg durch die Mauer gebahnt hatten und alle Schätze des Gebäudes mit sich nahmen. Nach einem forcirten Marsche gelangt die Bande Mittags zu einem Gehöfte, dessen Besitzer ihr befreundet war und wo Rast gemacht wurde. Am Abend erreichte man endlich im Gebirge die durch Günst der Natur wohl versteckte, auf einem

hohen Berge gelegene Räuberhöhle, in der ein altes Weib die Wirthschaft und Küche der Strolche besorgte. Kaum hatten sich die Angekommenen durch ein warmes Bad gestärkt und zum Schmause gelagert, so erschien eine andere Abtheilung, die unterdessen einen Raubzug nach Bötien ausgeführt hatte und ebenfalls mit reicher Beute an goldenen und silbernen Münzen und Geschirren, seidenen und golddurchwirkten Gewändern zurückkehrte. Bei dem wüsten Ge-
lage, das nun folgt, wird endlich der zweiten Partei vorgeworfen, daß sie ohne ihren tapfern Hauptmann zurückgekehrt sei und wahrscheinlich aus Feigheit sich nur mit lumpigem Diebstahl befaßt habe. Dies giebt Veranlassung, das Ende des Lamathos nebst einigen anderen charakteristischen Abenteuern zu erzählen. In Theben angelangt, hatten die Banditen ihre Augen sogleich auf das Haus eines steinreichen, aber filzigen Geldwechslers gerichtet. Sie schlichen sich daher des Nachts hinein, und da sie es nicht wagten, die Thür mit Gewalt zu erbrechen, so steckte der Hauptmann Hand und Arm in das im Thürriegel befindliche Schlüsselloch, um so die in dasselbe von oben einfallenden Bolzen zu heben. Allein der Wucherer hatte die Anstalten bemerkt und wie der Räuber seinen Versuch begann, trieb er durch einen einzigen starken Hammerschlag einen großen Nagel durch das Holz und nagelte die eingedrungene Hand fest an die Thür. Dann stieg er schnell auf das Dach seines Hauses und schrie Feuer, um die Nachbarn durch die jeden näher angehende Gefahr herbeizuziehen. Da blieb denn den Räubern nichts übrig, als den Oberarm ihres Führers durch einen Schwertstich abzutrennen und auf schleuniger Flucht Rettung zu suchen. Weil jedoch die Fortschaffung des Verwundeten das Fortkommen erschwerte und die Gefahr steigerte, so bat derselbe die Genossen, ihn lieber zu tödten, da er überhaupt seine Hand nicht überleben wollte, mit der er ja allein rauben und morden könnte, und da sich keiner zu dem Liebesdienst verstehen wollte, küßte er sein Schwert und stieß es sich mit der Linken in die Brust. — Einen noch schmachvolleren Tod fand ein anderes Mitglied der Bande, Alkimos. Er war in das Häuschen einer alten Frau eingebrochen und hatte dieselbe im oberen Stocke schlafend angetroffen. Weniger aus Mitleid, als weil er ihren Widerstand nicht fürchtete, unterließ er es, sie zu erwürgen und begann alle werthvollen Habseligkeiten durch ein Fenster zu werfen, damit seine Genossen die Beute leicht wegschaffen könnten. Nachdem er nun alles auf diesem Weg expedirt hatte, gelüstete es ihn auch nach dem Bette der Alten; er warf sie also heraus und wollte eben das Bettzeug durch das Fenster entsenden, als das listige Weib sich ihm zu Füßen warf und sprach: „Ich beschwöre dich, mein Sohn, wozu machst du mit den Bettellumpen einer unglücklichen alten Frau den reichen Nachbarn dort ein Geschenk, nach deren Hause dieses Fenster führt?“ Bei diesen Worten wurde der Räuber stutzig, bog sich zum Fenster hinaus, um die Lokalität zu prüfen und be-

sonders das reiche Nachbarhaus zu recognosciren. Die Alte aber fastete sich ein Herz und beförderte ihn durch einen gewaltigen Stoß kopflings ihren Sachen nach! Die Leiche des Alkimos wie die des Lamathos warfen die Räuber der Sicherheit wegen ins Meer. Nachdem ihr durch solche Unglücksfälle der Aufenthalt in Theben verleidet worden war, zog die Schaar nach dem nahen Platää. Dort wollte gerade ein angesehenener, reicher Mann, Namens Demochares, ein großartiges Gladiatorenengefecht, verbunden mit einer Thierbeize dem Volke geben. Die geübtesten Fechter, die gewandtesten Jäger standen bereit; Zimmerleute und Maler waren in voller Arbeit, um die zur theatralischen Ausstattung des Schauspiels gehörigen Gerüste, Maschinen und Coulissen auf das Glänzendste herzustellen. Auch eine große Menge theils gekaufter, theils geschenkter riesiger Bären war bereits zusammengebracht, die bei dem Feste natürlich eine Hauptrolle spielen sollten. Da brach plötzlich unter den Bestien eine ansteckende Krankheit aus, welche die meisten wegraffte und man überließ die dem Tode nahen Thiere dem Pöbel als leckeren Braten, ein Umstand, der unsere Räuber auf einen äußerst verwegenen Plan brachte. Sie verschafften sich einen der Todescandidaten, zogen ihm das Fell ab und präparirten es zur Aufnahme eines der Ihrigen, der, in des Demochares Haus geführt, während der Nacht seinen Kameraden Portierdienste leisten sollte. Die Wahl traf einen gewissen Thrasyleon und nachdem man noch einen Brief im Namen eines thralischen Gassfreunds geschrieben hatte, als dessen Geschenk der falsche Bruder Pex ankommen sollte, überbrachten einige Räuber den Käfig gegen Abend dem Demochares. Hoherfreut zahlte dieser ein gutes Douceur und wollte den Bären sogleich in seinen Thiergarten außerhalb der Stadt schaffen lassen. Dies war natürlich den Gaunern keineswegs gelegen; sie redeten ihm eifrig ab und empfahlen ihm, das Behältniß an einem schattigen und kühlen Ort des Hauses aufzustellen, sich selbst zu Wärtern und Wächtern anbietend. Letzteres lebte Demochares ab; doch ließ er den Bären im Hause. Die Räuber entdeckten unterdessen in einer entlegenen Gegend außer der Stadtmauer ein verfallenes Grabmonument und bestimmen die darin gefundenen Särge zur Aufnahme der zu hoffenden Schätze. Um Mitternacht erscheinen die bewaffneten Gesellen am Hause; Thrasyleon schlüpft aus seinem Zwinger, tödtet alle Wachen sammt dem Thürhüter im Schlafe, riegelt die Thür auf und zeigt den Gefährten die Kleinodienkammer, worauf das Fortschleppen beginnt, während Einer an der Thür Wache hält und der Pseudobär im Hause herumspaziert, um alle etwa erwachenden Diener zurückzuschrecken. Aber gerade in diesem Punkte täuschte sich die umsichtige Berechnung. Denn ein Sklave, den das Geräusch erweckt hatte, spähte leise aus seiner Zelle hervor und verkroch sich nicht wieder zitternd, als er das Anthier frei umherlaufen sah, sondern schlich sich zu den Hausgenossen und macht Lärm. Plötzlich stürzt das zahlreiche Gesinde des Hauses, mit

Knütteln, Schwertern und Lanzen bewaffnet hervor; Fackeln, Kerzen, Laternen machen die Nacht zum Tage; große Jagdhunde werden auf den unglücklichen Bären geheßt, kurz Ibrahyleon ist gezwungen, entweder die angenommene Rolle zu Ende zu spielen oder durch Geständniß sich auf seine Menschenwürde zu berufen, was ihm freilich ohne Zweifel denselben qualvollen Tod, nur einige Wochen später, gebracht haben würde. Er wählte das Erste, kämpfte muthig, bald angreifend bald zurückweichend gegen die feindliche Uebermacht und gewann endlich, aus mancher Wunde blutend, das Freie. Doch hier erwarteten ihn die Hunde der ganzen Nachbarschaft und endlich durchbohrte eine Lanze aus der Hand eines wüthenden Insassen des bestohlenen Hauses den bis zum letzten Athemzug nach Bärenart brüllenden Räuber.

Während bei den erwähnten Abenteuern die Räuber rottenweise agirten, begaben sich auch einzelne auf Kundschaft und lieferten das Geld, das sie auf eigene Faust den Reisenden abnahmen, an die gemeinschaftliche Kasse ab. Endlich aber ereilte die ganze Bande das Verderben. Sie hatten nämlich mitten aus einem reichen Hochzeitshause am hellen Tag die Braut entführt, um von den Eltern ein großes Lösegeld zu erpressen, und der Bräutigam, ein starker und muthiger Mann, entschloß sich das Aeußerste zu wagen und sich selbst unter dem Schein eines Handwerksgenossen zu den Feinden zu begeben, was ihm um so leichter gelang, als die Räuber gerade darauf ausgingen, durch Werbung ihre geschwundene Zahl zu ergänzen. Er führte sich sogleich bei ihnen als Räuberhauptmann ersten Rangs ein. „Ich habe eine sehr tapfere Schaar commandirt,“ sprach er, „und ganz Macedonien ausgeplündert. Ich bin der berühmte Räuber Hämös aus Thracien, vor dessen Namen ganze Provinzen zittern; ich stamme von einem ebenfalls ruhmreichen Bandenführer ab, bin mit Menschenblut genährt worden, habe meine Erziehung in der Compagnie erhalten, als Erbe und Rival der väterlichen Tüchtigkeit.“ Nach dieser großsprecherischen Einleitung, deren Ton aber vielleicht für solche Kreise in jener Zeit charakteristisch war, gab er als Grund seiner Flucht nach Süden an, seine ganze Bande sei von kaiserlichen Soldaten vernichtet worden, nachdem sie durch Beraubung einer vornehmen römischen Beamtenfamilie den speciellen Zorn des Kaisers auf sich gezogen hätte. Sein Anerbieten, an die Spitze der verwaisten Bande zu treten, wird mit stürmischer Freude angenommen, um so mehr, als er ein paar tausend Goldstücke mitbringt. Das Uebrige läßt sich leicht errathen. Bei dem großen Verbrüderungsschmause, den man sogleich anstellte, zeigt der neue Führer auch seine Geschicklichkeit als Koch und Mundschenk, bringt aber den Kameraden so viel betäubende Mittel bei, daß sie schließlich alle in Morpheus' Armen sich von einem Manne fesseln lassen und der Justiz übergeben werden.

Heliodor, ein im vierten Jahrhundert nach Christo lebender Romanschristlicher, der lieber den Krummstab — er war Bischof von Trika in Thessalien

— als die Feder niedergelegt haben soll, da ihm von einer Synode nur diese Wahl gelassen wurde, schildert in seinen „Aethiopischen Geschichten“ ein großartiges Räuberneft an der Küste von Aegypten. „Die ganze Gegend,“ heißt es bei ihm, „wird von den Aegyptern das Hirtenland genannt. Es ist dies aber eine Vertiefung des Erdreichs, welche Ueberströmungen des Nils in sich aufnimmt und zu einem See wird, der in der Mitte eine unermeßliche Tiefe hat, aber in einen Sumpf ausgeht. In diesem wohnt alles, was bei den Aegyptern vom Raube lebt. Der Eine hat sich auf einem Fleckchen Land, das etwa aus dem Wasser emporragt, eine Hütte gebaut; ein Anderer lebt auf einer Barke, die ihm als Rachen und Wohnung dient; auf dieser wirthschaften die Frauen, auf ihr gebären sie.“ Die Strandräuber selbst beschreibt er als schwarze Gestalten mit düsteren Gesichtern und lang flatternden Haaren. Ihre Beute theilten sie nicht nach dem eigentlichen Werth, sondern nach dem Gewicht und auf einer Insel hatten sie mühsam eine kunstvoll verborgene und vielfach verschlungene Höhle zu deren Aufbewahrung ausgegraben. Zu Senecas Zeit gab es in Aegypten eine Art Straßenräuber, die man Philetan oder Liebende nannte, weil sie die Begegnenden umarmten — um sie zu erdroffeln. Heliodor schildert auch den Angriff eines Seeräubers auf ein von Zante nach Afrika segelndes Kauffahrtsschiff. „Da sich jetzt Frühlingslüfte erhoben,“ schreibt er, „segelten wir Tag und Nacht und der Steuermann lenkte das Schiff gerade nach Libyen hin; denn er sagte, bei so günstigem Winde sei es möglich, das Meer in gerader Richtung zu durchschneiden; auch thue es noth, Land und Hasen zu gewinnen, da sich im Rücken ein Schiff zeige, das er für einen Kaper halte. Seitdem wir, sagte er, das kretische Vorgebirge verlassen haben, folgt es uns auf der Spur und segelt unverrückt denselben Kurs. Auch habe ich bemerkt, daß es öfters an uns vorübersegelt ist, wenn ich unser Schiff bisweilen absichtlich von der geraden Richtung ablenkte. Diese Worte machten auf Viele Eindruck, und diese forderten die Mannschaft auf, sich zur Vertheidigung zu rüsten, Andere nahmen die Sache ganz leicht. Es sei, sagten sie, auf dem Meere gewöhnlich, daß die kleineren Fahrzeuge den größeren Lastschiffen folgten, weil diese mit größerer Erfahrung gelenkt würden. Während nun hierüber von beiden Seiten gestritten wurde und die Sonne sich neigte, ließ die Heftigkeit des Windes nach und mit der eintretenden Stille näherte sich das Schiff ungemein schnell mit Hilfe seiner Ruderkraft. Bei seiner Annäherung rief einer von den Zantiern: Da haben wirs! Wir sind verloren: es ist ein Raubschiff! Bei dieser Nachricht gerieth unser Fahrzeug in große Bewegung und trotz der Windstille füllte es sich mit Sturm und Wellen; großer Lärm, Wehklagen, Geschrei und Hin- und Herrufen tobte darin. Die Einen verbargen sich im Schiffsraum, die Andern ermunterten sich zum Verdeckkampf, Einige wollten in das Weiboot springen und entfliehen. Unterdessen näherten sich die Räuber und drangen in schräger

Richtung von der Seite auf uns ein, und indem sie das Schiff ohne Blutvergießen in ihre Gewalt zu bekommen suchten, thaten sie keinen Schuß, hinderten uns aber durch beständiges Umkreisen, von der Stelle zu weichen, nicht anders, als ob sie uns belagert hielten und unser Schiff durch Capitulation zu nehmen gedächten. Ihr Unglückseligen, riefen sie uns zu, warum seid ihr so rasend, gegen eine so ungleiche Macht die Hände zu erheben und euch dem offenbaren Tode auszusetzen? Noch gestatten wir euch, das Beiboot zu besteigen und euch zu retten, wenn ihr wollt! Unsere Mannschaft aber war voll Muths und weigerte sich, das Schiff zu verlassen. Als aber einer der kühnsten von den Räubern auf unser Schiff sprang und wer ihm in den Wurf kam, niederhieb und ihnen zeigte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod sei, und auch die Uebrigen ihm folgten, da gereute die Phönizier ihr Widerstand, so daß sie sich niederwarfen und um Gnade flehten, die ihnen auch gegen alle Erwartung vom Hauptmann gewährt wurde.“ Auch hier war es allgemein geltendes Corsarenrecht, daß der, welcher das feindliche Fahrzeug zuerst bestieg, sich ein beliebiges Beutestück wählen durfte.

In der früheren Zeit wurde der Seeraub ebenfalls weniger von Griechen als von Barbaren, besonders von Ciliciern und Psauriern getrieben, und zu Kriegszeiten gab man nicht blos Kaperbriefe aus, sondern nahm auch bekannte Seeräuber in Dienst, deren Schiffe sich durch ihre leichte und scharfe Bauart ausnehmend nützlich erwiesen. Lysander z. B. sendete nach Xenophon den milessischen Seeräuber Theopompos nach Lakonien, um die Nachricht vom Siege am Ziegenfluß zu überbringen und dieser landete bereits am dritten Tage am Peloponnes. Bekanntlich erreichte die cilicische Piraterie ihren Höhepunkt nach dem ersten mithridatischen Kriege, wo die Frechheit und Macht der Räuber so hoch stieg, daß sie mit mehr als tausend Schiffen, die zum Theil ersten Ranges und luxuriös ausgestattet waren, das mittelländische Meer befuhren, den ganzen Handel auf demselben lahm legten, feste Plätze mit Sturm nahmen, ja endlich die italischen Küsten selbst brandschakten, die Handelsschiffe im Hafen von Gaeta kaperten, in dem von Ostia verbrannten, zwei römische Prätores gefangen nahmen! Die Summen, die sie durch Erpressung von Lösegeld (von Cäsar verlangten sie, ohne ihn zu kennen, 20 Talente!) durch Plünderung und durch Wegführung der Schätze aus den berühmtesten Tempeln zusammenrafften, müssen ungeheuer gewesen sein. Wie Plutarch erwähnt, ertönten auch die Gestade des Meeres von ihrem Gesang, von dem Saiten- und Flötenspiel, womit sie ihre Schmausereien und Zechgelage begleiteten. Der römischen Herrschaft gegenüber zeigten sie sich am erbittertsten. Denn wenn ein Gefangener sich darauf berief, daß er ein Römer sei und seinen Namen nannte, heuchelten sie Schrecken und Furcht, fielen ihm zu Füßen und baten um Verzeihung, so daß er an eine Sinneswandlung glaubte. Dann bekleideten sie ihn mit der

Toga und dem römischen Schuh, als ob er dadurch gegen abermalige Verkennung gesichert sein sollte. Endlich, nachdem sie ihn lange genug verspottet hatten, legten sie mitten auf der See eine Leiter ins Wasser hinab und befahlen ihm, hinunterzusteigen und sich in Frieden zu entfernen. Zögerte er, den freiwilligen Tod zu wählen, so stießen sie ihn hinab. Pompejus der Große, der mit ungemeiner Schnelligkeit und Energie das Mittelmeer von diesen Flibustiern säuberte, befreite endlich in Cilicien, ihrem Hauptsitze, eine große Menge auf Lösegeld harrende Gefangene und sehr viele zum Schiffsbau gepresste Handwerker. Die Seeräuber selbst, von denen er 20,000 gefangen nahm, erhielten Pardon und wurden größtentheils in Cilicien angesiedelt. Während aber das Mittelmeer in der späteren Zeit mit Ausnahme kriegerischer Unruhen ziemlich Sicherheit vor Piraten gewährte, klagt noch Strabo über die Frechheit, mit welcher die im Nordosten des schwarzen Meeres vorhandenen Zygen und Heniochen das Flibustiergeschäft betrieben. Ihre kleinen, nur fünfundzwanzig bis dreißig Mann fassenden Schiffe hatten weit über das Wasser hervorragende und nach oben hin convergirende Rippen, die gewissermaßen ein Dach bildeten, und waren so leicht, daß sie dieselben in die Wälder trugen und verbargen, während sie auf Menschenraub ausgingen. In vielen Häfen des Bosphorus verkauften sie ungeschert ihre Beute und die römischen Gouverneure trafen gewöhnlich seltener Maßregeln zum Schutze ihrer Untergebenen als die Fürsten selbständiger Länder.

Auch zu Lande war die Sicherheit der asiatischen Provinzen unter römischer Herrschaft kaum größer, als heute. Von den Pamphyliern und Pisidiern sagt Strabo, daß sie zur Räuberei geneigt wären. In Paphlogonien fehlte es nicht an Stämmen, die von hölzernen Thürmen aus die Reisenden überfielen. Ueber den an der Grenze von Mysien, Bithynien und Phrygien liegenden Berg Olympos (Keschisch Daqb) heißt es bei demselben Geographen: „Auf seinen Höhen sind viele große Wälder und von Natur feste Plätze, die zu guten Zufluchtsörtern für die Räuber sich eignen, welche sich hier oft eine geraume Zeit gegen jeden Ueberfall der Feinde vertheidigt haben. Ein solcher war Kleon, das Haupt aller Räuber zu unserer Zeit, aus dem Flecken Gordium gebürtig. Zu seinem Raubschloß bediente er sich anfangs des sehr festen Castells Kallydion und war dem Antonius sehr nützlich, indem er diejenigen, welche dem damaligen Statthalter von Kleinasien, Labienus, die nöthigen Gelder zu liefern hatten, überfiel und demselben alle Einkünfte abschnitt. Nach der Schlacht bei Actium verließ er die Partei des Antonius und ging zu Augustus über, von dem er größte Wohlthaten empfing, als er werth war. Denn Augustus fügte dem, was er ohnehin durch die Freigebigkeit des Antonius besaß, neue Geschenke hinzu, so daß er nun, während er vorher nur für einen Räuber galt, für einen Fürsten angesehen wurde.“ Auch bei andern Gelegenheiten zeigten kleinasiatische

Räuber, wie gut sie des Handwerks kundig waren. Ein cilicischer Sklave, ebenfalls Kleon genannt, in seiner Jugend ein dreister Räuber, spielte eine Hauptrolle im ersten sicilischen Sklavenkrieg; im zweiten stand Athenion an der Spitze der Insurgenten, ein vorher in seiner Heimath Cilicien gefürchteter Banditenchef und wieder ein Cilicier, Agamemnon, leistete den Picentinern im Bundesgenossenkrieg gute Dienste, „da er“, wie Diodor sagt, „im Räuberwesen viel Erfahrung hatte“. Die Sklaveninsurrection auf Sicilien wurde freilich durch die dort längst von den Sklaven der reichen Plantagenbesitzer betriebene Räuberwirtschaft sehr gefördert und begünstigt. Jene reichen Herren, deren Sklavenzwinger von importirter Menschenwaare wimmelten, waren ebenso luxuriös und sittenlos als hartherzig gegen ihre Leute. Besonders den zahlreichen Hirten ihrer ungeheuren Viehheerden verweigerten sie Nahrung und Kleider und wiesen sie gradezu an, vom Raube zu leben. Diodor, selbst ein Sicilianer, schreibt hierüber: „Die Besizer vieler Sklaven gewöhnten ihre Hirten, denen sie keine Nahrung reichten, an so freches Betragen, daß sie ihnen erlaubten, Räuberei zu treiben. Da nun diesen Leuten, welche wegen ihrer Körperstärke im Stande waren, alles, was sie beschloßen hatten, durchzusetzen, so viel Freiheit gestattet wurde, so geschah es, daß bald die Gesetzlosigkeit überhand nahm. Denn zuerst ermordeten sie auf den bevölkertsten Straßen diejenigen, welche einzeln oder zu zweien reisten; dann rotteteten sie sich gegen die Landhäuser der minder Mächtigen bei Nacht in Massen zusammen und besetzten diese mit Gewalt, plünderten die Habe und erschlugen, wer sich ihnen widersetzte. Da nun die Frechheit immer höher stieg, so konnte man in Sicilien weder bei Nacht reisen, noch war der Aufenthalt derer, die auf dem Lande zu leben gewohnt waren, sicher, sondern alles war voll Gewalt, Räuberei und Mordthaten aller Art.“ Dasselbe geschah während des zweiten Aufstandes und das Schlimmste dabei war noch, daß der Pöbel und das Proletariat mit den empörten Sklaven gemeinschaftliche Sache machte, so daß kaum noch das innerhalb der Stadt befindliche Eigenthum für gesichert betrachtet werden konnte.

Unter den westlichen Provinzen standen besonders Spanien und Sardinien nicht im besten Rufe der Sicherheit, ja Varro erwähnt in seiner Schrift über den Landbau, daß viele treffliche Gegenden dort nicht ordentlich bebaut werden könnten wegen der Räubereien der Nachbarn. Der Kaiser Tiberius schickte im Jahre 19 viertausend junge Leute aus dem Stande der Freigelassenen, welche Proselyten der jüdischen und ägyptischen Religion geworden waren, nach Sardinien, um die Räuber zu bekämpfen; „wenn sie durch die Ungesundheit des Klimas umkämen, sei es ein geringer Verlust.“ Noch schlimmer spricht Strabo von den wilden Bewohnern des felsigen Corsika. In Italien selbst waren es ebenfalls die Gebirgsbewohner der Apenninen, hauptsächlich im Süden, die bei politischen Umwälzungen und kriegerischen Unruhen gar zu

gern den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschten. Bereits um 180 v. Chr. hatte das Räuberwesen in Apulien so überhand genommen, daß die Straßen und Triften ganz unsicher waren. Von den damals verschworenen Hirten wurden auf einmal gegen 7000 Mann verurtheilt; viele flohen, viele wurden hingerichtet. Am schrecklichsten litt das Land im großen Räuberriege des Spartacus, der, selbst ein ehemaliger thracischer Bandit, seine anfangs nur aus Gladiatoren bestehende Schaar bald durch entlaufene Sklaven, Hirten und Schäfer vergrößerte, „die,“ wie Plutarch sagt, „alle tüchtige Fäuste und schnelle Füße besaßen.“ Nach Niederwerfung dieses gefährlichen Aufstandes wurde zwar Apulien und Lukanien von dem Gesindel gesäubert; aber in den bald darauf ausbrechenden Bürgerkriegen schossen auch die Rinaldo's wieder wie die Pilze aus dem fruchtbaren Boden und Octavian kostete es viel Mühe, dem Unwesen zu steuern. „Rom selbst und Sicilien,“ schreibt Appian, „wurde um diese Zeit durch förmliche Banden von Räubern beunruhigt, die ihr Wesen so offen trieben, daß es mehr einer frechen Plünderung, als einer heimlichen Räuberei ähnlich sah. Zur Abstellung dieser Unordnung wählte Cäsar den Sabinus. Unter den gefangenen Räubern richtete er eine große Niederlage an, brauchte aber doch ein ganzes Jahr, bis er wieder allgemeine Sicherheit und Frieden hergestellt hatte.“ Jene Zeit, wo es nach Properz sogar ein Wdgstück war, ohne bewaffnetes Geleit von Rom nach dem nahen Tibur zu reisen, mag wohl auch Plinius der Ältere im Auge haben, wenn er sagt, daß vor dem Beginne des häufigen Straßenraubs vor jedem Fenster in Rom kleine Blumen- und Gemüsepflanzungen gegrünt hätten, daß man aber später die durch Verschuß der Fenster bewirkte Sicherheit dieser Annehmlichkeit vorgezogen habe. Schon zu Ciceros Zeit war die Umgebung der Hauptstadt höchst unsicher. Er schreibt an seinen Freund Atticus: „Mein lieber C. Quintius ist beim Grabmal des Vasilus verwundet und ausgeplündert worden,“ und nennt in der milonischen Vertheidigungsrede dieselbe Strecke der appischen Straße „gefährlich, von Straßenräubern wimmelnd.“ Von der Menge der Banditen bekommt man eine Vorstellung, wenn man bei Strabo liest, daß in dem großen, besonders berühmten gallinischen Fichtenwald bei Cumä in Campanien die Offiziere des Segrus Pompejus während des Krieges mit den Triumvirn förmliche Werbungen unter den Räubern anstellten! So gerade den Zustand der Unsicherheit vorschüßend trugen die Wegelagerer ganz ungeschert das Schwert an der Seite! August ließ die Straßen erweitern, die Hohlwege abgraben, legte überall, besonders an verrufenen Orten, Soldatenstationen an und traf selbst militärische Vorkehrungen, so oft er in einem künstlichen See an der Tiber dem Volke das Schauspiel einer Seeschlacht geben wollte. Daß es ihm dennoch nicht gelang, das Uebel auszurotten, sieht man daraus, daß schon sein Nachfolger sich genöthigt sah, die zu diesem Zwecke angelegten militärischen Posten in Italien zu

verstärken. Auch in der Folgezeit schwand die Furcht vor Straßenraub nie ganz aus dem Herzen der Reisenden. Während der Nacht pflegte man ganz gewöhnlich Fackeln bei sich zu führen und Juvenal schreibt: „Magst du auch nur kleine Büchsen reinen Silbers bei dir tragen, wenn du des Nachts eine Reise antrittst, so wirst du dich fürchten vor Schwertern und Wurfsangen, und erzittern vor dem Schatten des im Mondschein schwankenden Rohrs. Leeren Beutels wird nahe dem Räuber fröhlich singen der Wanderer.“ In der Hauptstadt selbst war es zur nämlichen Zeit trotz der aus sieben Cohorten bestehenden Scharwache um die nächtliche Sicherheit nicht besser bestellt. „Vor dem Nachtschwärmer nicht allein graue dir,“ liest man bei demselben Satiriker, „denn nicht ausbleiben wird, der dich beraubt, nachdem die Häuser geschlossen sind und allenthalben der schließende Riegel der eingeketteten Bude versummt. Zuweilen treibt auch der hurtige Gauner mit dem Stabe sein Handwerk, so oft von sicherer Hut der Bewaffneten umstellt ist hier der pomptinische Sumpf, dort der gallinarische Wald. Alle rennen dann von dort hierher, wie zu einem begenden Park.“ Ueberhaupt erreichte die Gaunerei zu Rom in der Kaiserzeit einen hohen Grad der Verfeinerung. Sogar die Eitelkeit des schönen Geschlechts wurde zum Betrüge ausgebeutet. Ovid warnt in seiner Liebeskunst die Damen vor galanten Gaunern in folgenden Worten: „Manche Räuber verbergen sich unter dem lügnerischen Schein der Liebe und suchen durch solche Annäherung schamlosen Gewinn. Weder das von duftendem Nardensöl glänzende Haar möge euch täuschen, noch der in seine Falten gepreßte knappe Gürtel, noch betrüge euch die Toga aus feinstem Gewebe, noch wenn Ring neben Ring die Finger zieren wird. Vielleicht gerade unter der Zahl solcher Leute befindet sich jener feingekleidete Dieb, der da glüht von Liebe — zu deinem Gewande. Mein Eigenthum gieb her! schreien oft die beraubten Mädchen; mein Eigenthum gieb her! halt es über den ganzen Markt hin.“

In den römischen Rechtsbestimmungen findet man alle Arten des Diebstahls und Raubes vertreten. Da werden die Taschendiebe erwähnt, „welche durch magische Künste aus fremden Beuteln das Geld verschwinden lassen,“ die Einschleicher, die Einbrecher, welche sich bereits trefflich auf die Kunst verstanden, mittelst eingeschlagener Eisenstacheln senkrechte Wände zu erklimmen, die Ausplünderer, die bewaffneten und unbewaffneten Ritter von der Landstraße, die Bäderdiebe, die gewöhnlich berittenen Viehwegtreiber. Bewaffnete Straßenträuber und Mitglieder verschwornen Banden wurden, gewöhnlich durch Kreuzigung, hingerichtet und zwar meist an dem Hauptorte ihrer Thaten, „damit Andere von demselben Verbrechen abgeschreckt werden und die Verwandten der von ihnen Ermordeten darin einen Trost finden.“ Die Schärfung der Todesstrafe aber durch Ablieferung der Delinquenten an die Gladiatoren- und Venatorenschulen wurde immer häufiger, als unter den Kaisern sich die Zahl der

hierzu verbrauchten Menschenleben riesig steigerte und kaum läßt sich annehmen, daß bei allen zu diesem schrecklichen Tode verdamnten Missethättern die Strafe in gesetzlichem Verhältniß zur Schuld stand. Von Claudius, nicht dem willkürlichsten Kaiser, erwähnt es Sueton ausdrücklich, daß er, das gesetzliche Strafmaß überschreitend, Leute, die nur größerer Eigenthumsvergehen überwiesen waren, zum Kampfe mit den wilden Thieren verurtheilte und von Caligula sagt Dio Cassius: „Allgemeinen Tadel zog er sich dadurch zu, daß er so viele Bürger als Gladiatoren auftreten ließ und daß er sich an keine Gesetze band und überall nach Willkür schaltete. Seine Grausamkeit vermochte ihn einmal, als es an zum Tode verurtheilten Verbrechern bei einer Thierbeize fehlte, aus dem an den Schranken aufgestellten Volke Einige aufgreifen und den Thieren vorwerfen zu lassen!“ Die Hinrichtung der Korymben unter den Räubern und Morddrennern umgab man oft mit theatralischem Pomp, wenn man sie nicht nackt und wehrlos an den Pfahl gebunden den wilden Bestien preisgab. Zu Strabos Zeit wurde ein sicilischer Räuberhauptmann, der lange Zeit die Gegend um den Aetna gebrandschagt hatte und sich selbst „Sohn des Aetna“ nannte, nach Rom geschafft und dort auf dem Forum in der Weise hingerichtet, daß er zuerst auf einem hohen Gerüste in Form eines Bergs, das den Aetna vorstellen sollte, sich präsentirte, dann aber, als die Bretter unter ihm durch einen Maschinenzug auseinanderfielen, zu den unten lauernden wilden Thieren hinabstürzte! Ausgezeichnete Diebe wurden zuweilen unter der Maske des Herkules verbrannt oder unter der des Orpheus von Bären zerrissen, und als Domitian einst einen Verbrecher den Tod des berühmten Räubers Laureolus in der Arena sterben ließ, der zuerst gekreuzigt, und dann von Raubthieren zerstückelt wurde, so tröstete sich Martial damit, daß der Unglückliche wohl noch ein schwererer Uebelthäter gewesen, als sein auch als dramatischer Stoff dienendes Vorbild, vielleicht seinem Vater oder Herrn die Gurgel durchschnitten oder sich an heiligen Tempelschätzen vergriffen oder Brandstiftung versucht habe! Einem ähnlichen Schicksal verfiel auch der größte Banditenhäuptling der Kaiserzeit, Bullas, genannt Felix, fast in jeder Beziehung bereits das Urbild der echten, Züge von Hochherzigkeit, Großmuth und Galanterie zur Schau tragenden Fra Diavolos des modernen Italien. Seine Bande war gegen 600 Köpfe stark und ihrem Führer blind ergeben. Während die römischen Legionen gegen Parther, Gallier und Schotten siegreich fochten, während sich der Kaiser Septimius Severus selbst in Italien aufhielt und starke Truppenabtheilungen Italien besetzt hielten, beherrschte Felix die ganze appische Straße. Er war genau unterrichtet über alle, die von Rom abreisten oder in Brundisium landeten; er kannte ihre Namen, ihre Zahl, ihre Habe. Er plünderte die Reisenden aber nie vollständig aus, sondern begnügte sich mit Procenten ihres Vermögens. Künstler jedoch und Handwerker, deren Dienste er nöthig hatte,

behielt er oft Monate bei sich, bezahlte ihnen aber auch dann freigiebig Mühe und Verschmämmiß. Dabei entging er allen Verfolgungen mit bewundernswerther Gewandtheit und Klugheit: „weder sah man ihn, wenn er gesehen, noch fand man ihn, wenn er gefunden, noch hatte man ihn, wenn er gefangen worden war.“ Die Anhänglichkeit seiner Leute sicherte er sich durch Freigebigkeit und aufopfernden Beistand in der Noth. So waren einst zwei seiner Genossen in einem Flecken in Gefangenschaft gerathen und hatten keine Hoffnung, den Zähnen der wilden Thiere zu entgehen. Da verkleidete sich Felix als Magistratsperson, begab sich zum Gefängnißwärter und verlangte einige Gefangene zu irgend einer öffentlichen Arbeit. Der Cerberus ließ sich übertölpeln und die Spießgesellen waren gerettet. Schlimm spielte er aber einem Hauptmann mit, der ihm durch zu eifrige Nachstellungen lästig geworden war. Als Landmann verkleidet erschien er im Quartier und versprach, gegen eine Belohnung den Schlupfwinkel des Räuberhauptmanns verrathen zu wollen. Arglos folgte der Verrathene mit wenigen Begleitern dem gefährlichen Führer und kam nach beschwerlichem Marsche durch das wilde, unbekannte Gebirg endlich in die romantische Waldschlucht, die man zu seiner Falle außersuchen hatte. Ein Signal ertönte und von allen Seiten umzingelt mußte sich der Leichtgläubige ohne Widerstand ergeben. Hierauf warf sich Felix in ein fürstliches Prachtgewand, ließ, von seinen Getreuen umgeben, den Centurio vor seinen Richterstuhl führen und befahl, dessen Haupt kahl zu scheren. Dann verließ er ihn mit den Worten: Geh nun heim und verkündige deinem Herrn von mir folgenden Rath: „Gebt euern Sklaven genug zu essen, damit sie nicht Räuber werden!“ Er hatte nämlich viele ehemalige kaiserliche Diener bei sich, die theils sehr geringen, theils gar keinen Gehalt bekommen hatten. Severus, ein höchst jähzorniger und ungeduldiger Herr, gerieth nun in den heftigsten Zorn und sandte einen hohen Offizier seiner Leibgarde mit vielen Reitern aus, schwere Drohungen beifügend, wenn sie den Räuber nicht lebendig brächten. Nun wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt und Felix fiel zuletzt seinen Verfolgern in die Hände, als Opfer seiner Neigung zum schönen Geschlechte! Es gelang, den habgierigen, vielleicht auch eifersüchtigen Mann einer Schönen, die er liebte, zu gewinnen, welcher auch seine Frau überredete, den Geliebten zu verrathen und so wurde er schlafend in einer Höhle ergriffen und beschloß seine Laufbahn in der Arena unter den Tazen der Raubthiere.